

FRIEDRICH  
ANI



ERMORDUNG  
DES  
GLÜCKS

EIN FALL FÜR JAKOB FRANCK

ROMAN

SUHRKAMP

»Nein. Vielleicht. Keine Ahnung. Der wollt immer in unserer Mannschaft mitspielen, der Winzling. Entschuldigung. Superstürmer, klar. Bestreitet niemand. Am Tag vorher haben wir ein Spiel gehabt, macht zwei Tore, der Typ. Mit seinem linken Fuß, Mann. Passt schon. Der hat sein Radl nie abgeschlossen oder nur so, dass jeder Depp das Schloss knacken kann. Das Ding ist schwarz mit grünen Streifen dran, schaut super aus, optimal. Er hätt's mir geliehen, wenn ich ihn gefragt hätt, hundertpro. Ich hab nichts gegen ihn, ich respektier den als Stürmer, ehrlich, tut jeder. Ist doch scheiße, was da passiert ist.«

»Du bist natürlich auch in den Tagen nach dem Diebstahl mit dem Superfahrrad unterwegs gewesen.«

»Von mir aus, ja. Ich wollt's zurückbringen, schwör's, aber dann hieß es, der Lenny ist weg, spurlos verschwunden. Was soll ich machen? Wie steh ich da? Beschissen steh ich da. Hab nichts gesagt, abgewartet. Mein Kumpel, der Tom, hat gemeint, das Ding muss in die alte Garage bei ihm im Hinterhof, da ist es sicher. Hab's stehenlassen. Ehrlich, ich weiß noch, ich hab das Radl genommen, da war Freitag. Oder?«

»Ja.«

»Exakt. Freitag. Dann bin ich am Samstag damit gefahren und am Sonntag, jeweils höchstens eine Stunde, schwör's. Dann in die Garage gestellt und dort gelassen, da ist bloß Gerümpel drin, vom Tom seinem Vater; der ist Busfahrer, eigentlich ein Messie, sammelt jeden Schrott, den kein Mensch braucht. Scheiß drauf. Und am Montag hieß es dann, der Lenny ist weg, und dann taucht er nicht wieder auf. Da fahr ich doch mit seinem Radl nicht durch die Stadt, bin doch nicht bescheuert. Zeit ist vergangen, keine Scheißspur vom Lenny. Dann ist Weihnachten, meine Mum liest aus der Zeitung vor, was da alles steht wegen Lenny und dass er tot ist, so Zeug. Wieso tot, hab ich gedacht. Hab mich nicht gut gefühlt, echt übel. Dachte, ich muss das jetzt klären. Wollt mit Tom drüber reden, der war bei seinen Großeltern in Husum, hab ich gedacht, scheiß drauf, ich muss die Sache selber lösen. Hab ich gemacht. Polizei angerufen. Ungut, das alles. Ihr Kollege hat nicht weiter nachgefragt, und ich hab mich entschuldigt, und er hat gesagt, ich soll mich in Zukunft zusammenreißen, hab ich gesagt, mach ich, versteht sich von selbst, schwör. Aber zu den Eltern geh ich nicht, das können Sie vergessen. Ich hab jetzt alles zu Ihnen gesagt, muss reichen.«

»Das reicht nicht«, sagte Franck.

»Schon.«

»Nein.«

»Ich mach das nicht, auf keinen Fall, klar? Nein, mach ich nicht. Können Sie vergessen.«

»Das war blöd, das mit dem Fahrrad, ich wollt's nicht, war bescheuert von mir. Bitte entschuldigen Sie, Frau Grabbe und Herr Grabbe. Und herzliches Beileid auch, echt. Lenny war ein Superkicker ...«

Tanja Grabbe schien ihn nicht gehört zu haben. Untergehakt von ihrem Mann und ihrem Bruder, der den Schirm hielt, ging sie an Hendrik und Franck vorbei in Richtung Ausgang, gebeugt, mit trippelnden Schritten, eingehüllt in ihren schwarzen Mantel, die Augen hinter dem Schleier verborgen. Die Zahl der Schüler unter den Trauergästen, die Tanja Grabbe folgten, schätzte Franck auf mindestens hundert.

Der Schnee um das offene Grab herum war übersät von Blumen in allen Farben, Kränzen und Gebinden, der Sarg in der Erde fast vollständig bedeckt von weißen Rosen.

»Und jetzt?«, fragte Hendrik. Er trug eine schwarze Wollmütze, in der die Schneeflocken versanken.

Franck sagte: »Vergiss nicht, ab und zu das Grab zu besuchen.«

»Vergess ich nicht.«

Franck gab ihm die Hand; der Junge gesellte sich zur Gruppe seiner Klassenkameraden, die ihn verwundert beobachtet hatten.

Kirchenglocken läuteten. Der Wind fegte Schnee in die offenen Gänge der Aussegnungshalle.

Bevor Franck den Friedhof verließ, um durch die Halle zur Straße zu gelangen, an der das Gasthaus lag, drehte er sich noch einmal um. Er sah, wie Hendrik seine Mutter umarmte und sich an sie zu klammern schien.



## *Menschenleere Welt*

1

In seinem Arbeitszimmer, das einst ein Kinderzimmer hätte werden sollen, telefonierte Franck nach seiner Rückkehr aus der Innenstadt zwei Stunden lang mit André Block. Er berichtete ihm von der Trauerrede der Mutter und davon, dass Hendrik tatsächlich den Mut aufgebracht hatte, sich bei Tanja und Stephan Grabbe zu entschuldigen. Über Hendriks Geständnis, Lennard doch gekannt und damit den Leiter der Sonderkommission belogen zu haben, hatten sie bereits gesprochen.

Block ärgerte sich über seine Nachlässigkeit und war wütend auf den Jungen, weil dieser ihn derart simpel und frech ausgetrickst hatte, der Aussage maß er trotzdem keine weitere Bedeutung bei. Die Tatsache, dass sich die beiden Schüler hin und wieder begegnet waren und einmal sogar Fußball miteinander gespielt hatten, brachte kein brauchbares Licht in den Keller der Ermittlungen.

Wo war der Schulranzen des Jungen? Wenn der Täter ihn noch in der Nacht des Mordes entsorgt hatte, bestand kaum Hoffnung, ihn zu finden und Finger- oder DNS-Spuren sicherzustellen. Auch der Ball, den Lennard zum zehnten Geburtstag geschenkt bekommen hatte und den er jedes Mal in die Schule mitnahm, wenn er bei einem wichtigen Spiel mit dem eigenen Ball antreten wollte, war spurlos verschwunden. Der Täter musste ihn, ebenso wie den blauen Schulranzen mit den Leuchtstreifen, mitgenommen haben. Der Ball war schwarz mit orangefarbener Musterung und einem gelben Fleck, über den ein Puma sprang.

Als Lennard an jenem Novemberabend gegen neunzehn Uhr die Turnhalle verließ, hatte er nach Aussage seiner Mitspieler den Ball unterm Arm, wie immer; gewöhnlich klemmte er ihn auf den Gepäckträger, während er die Schultasche auf dem Rücken behielt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, so vermuteten Block und seine Kollegen aus der Sonderkommission, habe Lennard, nachdem er festgestellt hatte, dass sein Fahrrad geklaut worden war, den Ball nicht getragen, sondern vor sich her gekickt und aus Wut über den Diebstahl gegen so manche Hauswand gedonnert.

Der Umstand, dass nach den bisherigen Ermittlungen kein Mensch – kein Anwohner, kein Autofahrer, kein Trambahn- oder Taxifahrer – den dribbelnden Jungen auf der etwa einen Kilometer langen Strecke vom Gymnasium bis zur Welfenstraße auf der anderen Seite des Friedhofs bemerkt hatte, brachte das Team um André Block zu der Vermutung, der Schüler müsse unmittelbar nach Verlassen des Schulgebäudes getötet oder zumindest überfallen worden sein.

Doch die äußeren Umstände hatten die Suche nach dem Mörder auf dramatische und für die Fahnder niederschmetternde Weise behindert. Im strömenden Regen und in einem Matsch aus Laub, abgebrochenen Ästen und Müll, den die Böen über Bürgersteige und Grünflächen getrieben hatten, mühten sich die Spurensucher der Kripo vergeblich um tatrelevante Hinweise.

Über einen Punkt kamen Block und seine Kollegen bis zum Tag der Beerdigung des Jungen nicht hinweg: Wenn jemand den Jungen im Auto mitgenommen und ihn – nach Überzeugung des Gerichtsmediziners – noch in derselben Nacht getötet hatte, dann musste Lennard die Person gekannt und ihr vertraut haben. Niemals, sagten seine Eltern übereinstimmend, wäre ihr Sohn in das Fahrzeug eines Fremden gestiegen.

Sexuellen Missbrauch schloss der Arzt aus. Seinen Erkenntnissen zufolge führte brachiale, vermutlich spontan angewandte Gewalt zum Schädelbruch. Winzige Partikel von Rinde, die trotz des Regens und der relativ langen Liegezeit im durchweichten, schmutzigen Waldboden und der damit einhergehenden Verunreinigung sichergestellt werden konnten, ließen darauf schließen, dass der Kopf des Jungen gegen einen Baumstamm geprallt war. Lennard starb innerhalb weniger Minuten. Von einer geplanten Tat, so der Mediziner, sei nicht auszugehen.

Trotzdem, dachte Block wieder und wieder, hatte der Täter anschließend besonnen und schnell gehandelt und es geschafft, die Leiche vom Tatort zu entfernen und außerhalb der Stadt an einem Waldhang zu verstecken.

Nicht weit entfernt vom Fundort der Leiche befand sich ein Gasthaus, das am Abend des achtzehnten November geöffnet hatte. Die Vernehmungen der Gäste und der Wirtsleute erbrachten kein Ergebnis, sie hatten nichts gehört oder gesehen oder konnten sich, mehr als einen Monat später, an nichts mehr erinnern.

Der Täter, überlegte Block, musste sich seiner Sache sehr sicher gewesen sein; auch wenn ihm die Gegend vertraut war, blieb das Risiko einer Begegnung mit einem Wirtshausbesucher. Sämtliche Spuren, die der Mörder auf der schmalen, unbefestigten Straße entlang des Kanals und auf dem Waldboden möglicherweise hinterlassen hatte, waren vom Regen vernichtet worden.

Mit leeren Händen waren Block und seine Leute ins Dezernat zurückgekehrt.

Auch die Befragungen im Bekannten- und Freundeskreis der Familie, im Umfeld der Schule und der Handybesitzer, deren Telefone am Abend jenes Tages rund ums Gymnasium und in der näheren Umgebung des Ostfriedhofs eingeloggt waren, lieferten bisher keine Verdachtsmomente. Die Auswertung der Handydaten dauerte noch an, doch André Blocks Optimismus hielt sich in Grenzen, zumal bisher keinerlei Übereinstimmungen mit Nummern aus der Gegend in Höllriegelskreuth auftauchten.

Lennard hatte kein Handy bei sich. Wie so oft hatte er es zu Hause gelassen; vergessen, vermutete sein Vater; seine Mutter meinte, Lennard habe sich vor der Strahlung des Geräts gefürchtet, deswegen benutze er es selten. Anscheinend teilte Tanja Grabbe die

Besorgnis ihres Sohnes; Block erreichte sie praktisch nie am Handy, nur über das Festnetz in der Wohnung oder im Café.

Von den Dingen, die der Junge in der Früh mitgenommen hatte – abgesehen vom Schulranzen –, fehlte nichts; in seinen Taschen befanden sich ein Fünf-Euro-Schein, der Haustürschlüssel, ein Schweizer Messer, eine Packung Papiertaschentücher, fünf Panini-Fußballbilder mit Konterfeis spanischer Spieler sowie ein inzwischen zusammengeschoolzener Schokoriegel. Die Analysten im Textillabor des Landeskriminalamtes stellten eine Menge Spuren sicher, von denen keine einzige zu einem im Polizeicomputer gespeicherten Material oder einem registrierten Straftäter passte.

Wenn am Montag die Zeitungen mit den Fotos von der Beerdigung erschienen, würde die gesamte Sonderkommission dastehen wie ein Haufen Steuergelder verschleudernder Versager.

»Wir sind Nieten.«

Franck hörte, wie Block sich eine Zigarette anzündete. »Ist das Rauchverbot im Büro aufgehoben worden?«, fragte er, als wollte er ihn ablenken.

»In diesem Moment«, sagte Block.

Franck warf einen Blick durchs Fenster. Im grauen Licht des Spätnachmittags fielen nur noch vereinzelt Schneeflocken; aus der Ferne waren Böllerschüsse zu hören, vorausseilende Echos der Neujahrsnacht. Im Glasbehälter vor der Balkontür brannte eine grüne Kerze.

»Eure Ermittlungen sind noch lange nicht zu Ende.« Auf Francks Schreibtisch lagen Zettel mit den Protokollen seiner Gespräche; daneben, in einer Klarsichtfolie, die zusammengehefteten Seiten der Akte, die Block ihm kopiert hatte, obenauf das Foto des Jungen, wie er strahlt – dasselbe wie auf dem Sterbebild.

»Wenn die Handydaten auch weiterhin nichts ergeben«, sagte Block, »dann brauchen wir ein Wunder.«

»Wie weit seid ihr mit den Kameras?«

Block sog an der Zigarette und drückte sie heftig aus; das leise Quietschen übertrug sich bis an Francks Ohr. »Da gibt's keine Kameras, jedenfalls keine, die auf die Straße gerichtet sind, weder oben in Pullach noch in Grünwald, falls er diesen Weg genommen hat, der von der Schule aus der nächste wäre. In den Aufnahmen der Schulkameras ist der Junge zwar zu sehen, aber kaum verlässt er den Eingangsbereich, ist er unsichtbar; alles Mist; als wäre der Kleine in einer Parallelwelt verschwunden. Warum Höllriegelskreuth? Ein paar hundert Meter vom Brückenwirt entfernt. Warum hat da niemand was mitgekriegt?«

»Keine Spur im Bekanntenkreis?«, fragte Franck, nicht zum ersten Mal.

Block schwieg.